

Kinder brauchen keine Märchen

Grimm

Aber 300.000 mal soll allein die deutsche Taschenbuchausgabe von Bruno Bettelheims Klassiker *Kinder brauchen Märchen* seit ihrem Erscheinen 1980 verkauft worden sein. Man glaubt es gern; allzuoft hat man es beim Betrachten von fremden Bücherregalen entdeckt. Der deutsche Titel mag zu diesem Erfolg einiges beigetragen haben, ist er mit seinem Parolencharakter bestimmt zugkräftiger als das amerikanische Original *The Uses of Enchantment*.

Wie auch bei manch anderem Bestseller wundert man sich bei näherer Betrachtung der 380 engbedruckten Seiten über den Erfolg. Wenn es in der Einleitung etwa heißt: »Die Märchen vermitteln wichtige Botschaften auf bewußter, vorbewußter und unbewußter Ebene entsprechend ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe. [...] Sie verleihen den Es-Spannungen Gestalt und Glaubwürdigkeit und zeigen Möglichkeiten auf, diese in Übereinstimmung mit den Erfordernissen des Ichs und Über-Ichs zu lösen.« (S. 12) – müsste jeder Leser zur Kenntnis nehmen, dass die gesamte Argumentation gedanklich und begrifflich auf der Psychoanalyse beruht, einem der anregendsten Märchen des 20. Jahrhunderts.

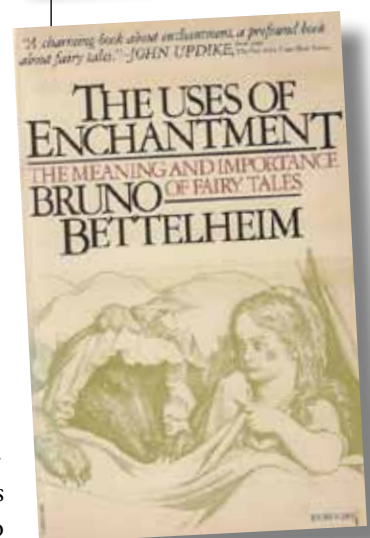
Wenn man sich vor allem für Märcheninterpretationen interessiert, kann man eine theoretische Einleitung auch schnell überblättern. Doch auch die Einzelanalysen des Freud-Schülers Bettelheim sind nur zu verdauen, wenn man das Begriffsinstrumentarium des großen Wiener Märchenonkels geschluckt hat. Nur ein paar Appetithäppchen: Rotkäppchens Wolf ist »die Externalisation der Gefahren, von ödipalen Gefühlen überwältigt zu werden« (S. 204f.). Schneewittchens Zwerge sind »Wesen, die sich nicht zu reifen Menschen entwickeln, sondern auf einer vorödipalen Ebene dauernd fixiert bleiben« (S. 230), haben aber immerhin eine »phallische Nebenbedeutung«, weil sie als Bergleute »geschickt in dunkle Höhlen dringen« (S. 243); die böse Königin ist »in einem primitiven Narzißmus fixiert und im oralen inkorporativen Stadium steckengeblieben« (S. 239). Wenn Aschenputtels Schwester sich den Zeh abhaut, um in den begehrten Schuh, die »goldene Pantoffel-Vagina« (S. 316) zu passen, kommen darin weibliche Kastrationskomplexe (S. 312) zum Ausdruck – ja, all sowas gibt es bei Freud. Na, und wer errät die wahre Bedeutung der Spindel und der Blutstropfen, die Dornröschen bei deren Berührung vergießt? – Richtig, es geht bei allen

Märchen eigentlich immer um Sexualität, insbesondere dann, wenn etwas lang ist oder rund oder pelzig oder höhlenartig oder glitschig oder wenn es blutet und so weiter. Wenn man sich diesen Deutungen wirklich anschließen möchte und Märchen zugleich als besonders geeignet für Kinder einstuft, muss man natürlich davon ausgehen, dass schon Säuglinge darüber rasonieren, wie man die Mutter beseitigen kann, um mit dem Vater zu schlafen oder umgekehrt. Zum Glück hat Freud auch darüber den Nachweis geführt.

Bei Bettelheims Vorstellungen von Kind und Kindheit spielt Sexualität aber gar nicht eine so große Rolle, wie man es aufgrund der Märchenanalysen erwarten könnte. Hier ist vielmehr vom Sinn des Lebens die Rede, von seelischer Reife und gesunder Entwicklung, die darin bestünde, »die engen Grenzen einer egozentrischen Existenz zu überwinden« (S. 9), und von »Literatur, die dazu bestimmt ist, Geist und Persönlichkeit des Kindes zu entwickeln« (S. 10). Bettelheims Bild vom Menschen ist ein therapeutisches, das mit den Kategorien gesund und krank operiert; der Mensch, insbesondere der heranwachsende, ist grundsätzlich der therapeutischen Begleitung bedürftig. Innerhalb der geistigen Nahrung für das Kind stellen nun die Märchen für Bettelheim so etwas wie Vollkornbrot dar, und zwar in demeter-Qualität.

Den größten Teil der modernen Kinderliteratur hält er dagegen für »unzulänglich« (S. 10); sie thematisiere nicht die »tiefen inneren Konflikte, die aus unseren primitiven Trieben und unseren heftigen Emotionen entstehen« (S. 17) – Chips und Smarties für die Seele. Märchen aber wirkten persönlichkeitsbildend, weil sie das Unterbewusstsein des Kindes ansprechen, so wie sie ihrerseits nicht das Resultat bewusster Formung seien, sondern über Generationen hinweg gleichsam unbewusst entstanden wären – »Volkmärchen« eben.

Bruno Bettelheims Lob des Märchens liegt also ein doppelter Mythos zugrunde: der vom unbewussten Kind und der vom unbewussten Märchen. Dieses Bild vom Märchen ist naiv, das Bild vom Menschen und vom Kind ist ärgerlich; Bettelheims Urteil über moderne Kinderliteratur ist rationalitätsfeindlich, antimodernistisch und wert-



konservativ: Weg mit dem modernen Zeug; es gibt sie noch, die guten, alten Geschichten ...

Wenn sich auch heute kaum jemand den kruden freudianischen Thesen anschließen wollte, die diesen Deutungen zugrundeliegen, so sind Bettelheims Urteile über die guten, alten Märchen noch weitverbreitet: Dass Märchen eine besondere Kraft inne- wohne und sie für die »gesunde seelische Entwicklung« eines Kindes eine unersetzliche Kost darstellten, und zwar biologisch- dynamisch, also in unverfälschter Sprache (des 19. Jahrhun- derts), damit man auch wie in echt die Ahnen (der Völkerwande- rungszeit) raunen hört.

Ich verstehe das alles nicht.

Warum lesen Erwachsene, die sowas behaupten, nicht zur eige- nen seelischen Gesunderhaltung ausschließlich das *Nibelungen- lied*, statt sich mit so dekadenten Werken wie dem *Zauberberg* oder der *Blechtrommel* den Magen zu verderben? Kinder brau- chen Geschichten, keine Frage. Und zwar in rauen Mengen.

Warum aber Geschichten von verbrannten Hexen, abgehackten Zehen und ausgestochenen Augen als besonders empfehlenswert für Vierjährige gelten sollen, leuchtet mir nicht ein. Na gut, im 19. Jahrhundert gab es nicht viel Auswahl an Kinderlektüre: die heiter-beschwingte Bibel vielleicht; später gesellte sich noch der kindgerechte Wilhelm Busch mit seinen gemarterten Raben und zermahlenden Buben hinzu. Und der Struwwelpeter natürlich mit seiner pechschwarzen Pädagogik. Dabei irritiert gar nicht in erster Linie die Grausamkeit: natürlich sollte Kinderliteratur auf alle existenziellen Aspekte eines Kinderlebens gerichtet sein, und die tragischen und angstvollen sind da keineswegs nebensächlich. Das erstaunlichste am Erfolg der Märchen ist vielmehr, dass sie so seltsam sind. Seltsame archaische Gestalten haben seltsame archaische Probleme und reagieren mit ebensolchen Strategien darauf. Muss das sein? Zum Glück haben wir nämlich ein Jahr- hundert hinter uns, das reicher an guter, hervorragender, ja ge- nialer Kinderliteratur war, als die gesamte Menschheitsgeschichte davor. Kinderliteratur ist eigentlich erst richtig erfunden worden, und Autoren von großer Könnerschaft haben mit all ihrer ästhe- tischen und moralischen Ernsthaftigkeit Kinderliteratur von gro- ßer Kunst und Humanität geschrieben, realistische wie fantas- tische, voller Humor und Optimismus, Ernst und Tragik. Der Tisch ist reich gedeckt wie nie.

Und die Märchen? Sie sind sicher in mancher Hinsicht interes- sant. Natürlich sind sie in keiner Weise original oder authen- tisch; sie sind in der uns geläufigen Gestalt Kunstprodukte des romantisierenden 19. Jahrhunderts. Da wendete man sich so manch gefühlt »Ursprünglichem« zu; sammelte »Volkslieder« und begeisterte sich für »altdeutsche Sagen«, die ihre reinste Ge- stalt in Wagners Vertonungen gewonnen haben, die sich später so gut zur Untermalung von Wochenschauen eigneten. Ein enger Mitarbeiter und Schüler von Wagner übrigens, der ebenfalls vom Deutschtum bewegte Humperdinck, hat uns die Märchen- oper *Hänsel und Gretel* geschenkt, die bis heute ihren Beitrag

dazu leistet, dass das 19. Jahrhundert einfach nicht zuende gehen will. In dieser Zeit galten Erziehungsmaximen, die zwar heute nur noch erfreulich wenig Anhängerschaft finden. Die zu glei- cher Zeit dominante Kinderlektüre dagegen, die Märchen näm- lich, steht noch erstaunlich hoch im Kurs.

Ja, die Grimmschen Märchen sind ein Phänomen, aber in erster Linie sind sie ein Rezeptionsphänomen. Die Märchen stehen für etwas ewig Gültiges, Unverwüstliches, das aus grauer Vorzeit in unsere nüchterne Gegenwart hineinragt; sie fungieren als ein Stück »Gute alte Zeit« für Kinderohren. Was an der alten Zeit gut gewesen sein soll und wann genau das war, weiß leider kei- ner. Das 19. Jahrhundert jedenfalls mit seiner Spießbürgerlich- keit, seiner Prüderie, seinem autoritären Staatsbürger- wie Kin- dererziehungskonzept dürfte heute kaum jemandem als Seh- suchtsort gelten. Rohrstock und Zensur erscheinen uns heute unakzeptabel, auch möchten wir wählen gehen, sogar die Frauen, und glauben nicht mehr, dass Onanieren Hirnschwund verur- sacht. Die dressierten, puppenhaft verkleideten Bürgerskinder in ihren Bürgerstuben – man möchte sie befreien von all den Kleid- chen, Matrosenanzügen, Benimmregeln und Spielzeugsäbeln. Die »Volksmärchen« fügten sich hier gut ins Interieur, auch wenn man sonst mit dem Volk nicht viel zu tun haben wollte. Kindheit im 19. Jahrhundert – das kann man sich nur noch unter Schauern vorstellen.



»Wenn wir die Wurzeln unseres Verhaltens suchen, finden wir in Mythensplintern Antworten. In der 68er-Zeit wurde das immer aus der Soziologie erklärt. Das fand ich zu eng. Theaterstücke schreiben heißt: Menschen betrachten. Dabei bin ich auf Mythen als Impulse für menschliche Reaktionen gestoßen. Auf Grimms Märchen zum Beispiel. Für mich sind das große Geschichten in kühnen Bildern, die in die Kindergedankenwelt eingesunken sind.«

Tankred Dorst, Dramatiker

Doch die Märchen haben es irgendwie geschafft, sich den Plüschmuff aus den Kleidern zu klopfen. Egal wie der Wind gerade weht, sie bringen es an die Spitze der Bewegung. Im späten 19. Jahrhundert also bildeten sie in Gestalt von Pfefferkuchenhaus und Märchenoper den Gipfel der kulinarischen wie musikalischen Zuckerbäckerkunst. Sodann entdecken sie ihre »originale« Volkstümlichkeit wieder und ziehen mit den Wandervögeln los. Aber auch die Eurythmieschuhe passen ihnen. Und natürlich waren die vorgeblichen Volksmärchen bestens geeignet, sich mit völkischer Ideologie aufladen zu lassen. Und dann beschert Bruno Bettelheim den Märchen eine neue Wendung in der Karriere, indem er sie mit Freudscher Interpretationskunst befruchtet. Die daraus hervorgegangenen Märchenanalysen – denen bei näherem Hinsehen ein wenig fortschrittliches oder emanzipatorisches Menschenbild innewohnt – werden ein Bestseller wiederum bei den Ursprünglichkeitssuchenden der Achtziger Jahre, die dinkelmörsernd vor ihre Lehmhütten treten.



Verblüffend, wie eine harmlose Geschichtensammlung in so kurzer Zeit so unterschiedlichen Weltanschauungen als Nährlösung dienen konnte. Vielleicht aber ist diesen Ideologemen doch etwas gemeinsam: Skepsis gegenüber der neuzeitlichen Zivilisation, Sehnsucht nach der Versöhnung von Kultur und Natur, die in der Volksmärchenillusion erfüllt schien: Man durfte sich einbilden, die Märchen wären wie von selbst in Volkes Schoß herangereift, und kein dekadenter, intellektueller Literat hätte sie zusammengeschaubt. Das Märchen von der Kindheit ist hier die passende Komplementärillusion: Auch die Kinder wollte man sich als naturhaft-kulturelle Mischwesen vorstellen; kleine kluge Menschlein, aber noch lieb wie Tiere. Denen konnte man dann schön die Märchen zu futtern geben, während man selbst gerührt zu den *Nebeln von Avalon* oder einem anderen Achtziger-Jahre-Heuler griff.

Ach, sie sind schon ganz in Ordnung, die Grimmschen Märchen. Sie sind nicht unbedingt empfehlenswert für Kinder, aber in jedem Fall sind sie eine wichtige philologische Leistung. Mit dem *Nibelungenlied* ist es ja ähnlich: Die überlieferten Fassungen (die natürlich nicht »original«, sondern das Bearbeitungswerk von gelehrten Literaten aus dem 12. und 13. Jahrhundert sind) sind gar nicht uninteressant, wenns einen eben interessiert. Die

deutschümelnd-bombastische Aufladung durch Wagner dagegen ist nicht nur akustisch bedrohlich, sondern auch weltanschaulich zum Fürchten. Entsprechend sind auch weniger die Grimmschen Märchen selbst beunruhigend, als vielmehr ihre Eignung als Projektionsfläche für Rückwärtsgewandtheit verschiedener Couleur und mehr noch das in sie Hineinprojizierte selber. Nichts also gegen die Märchen. Ihre universale Bekanntheit hat sogar den Vorteil, dass sie zum freien Spiel mit Zitaten, Plots und Versatzstücken einlädt. Wo aber geraunt wird und beschworen, Märchen wären doch das Beste für Kinder, weil alt und unverfälscht oder aus dem Volke oder das unbewusste Triebleben aufschlüsselnd oder von Künstlichkeit frei oder ... – da beginnts mich zu gruseln, und ich höre die Walküren schon reiten.

Wer nun ernsthaft glaubt, durch Verabreichung von Märchen die Kinder an den reinen, ewigen Kraftquell völkischer Weisheit andocken zu sollen, möge doch mit gutem Beispiel vorangehen: Rasch das *Nibelungenlied* aufs Nachttischchen, aber auf Mittelhochdeutsch bitte, wahlweise unter Wagners Blechgetöse.

Stephan Wunsch